

Reise von Zürich nach Bern in 48 Stunden

Autor(en): **Widmer, Urs**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Collage : Zeitschrift für Raumentwicklung = périodique du développement territorial = periodico di sviluppo territoriale**

Band (Jahr): - **(2002)**

Heft 6

PDF erstellt am: **30.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-956983>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Reise von Zürich nach Bern in 48 Stunden

Zürich-Berne en 48 heures

En 1801, le jeune Johann Gottfried Seume, originaire de la partie orientale de l'Allemagne, s'est rendu de Halle à Syracuse. A pied. Il a tout observé. Puis il est rentré chez lui. Ressentant le besoin de voir le grand Napoléon au moment d'atteindre la plaine du Po, il a bifurqué à gauche, vers l'ouest, et fait un détour par Paris. A pied. Il n'était pas à mille kilomètres près. Arrivé à destination, il a effectivement vu l'imposant premier consul, même si c'était de loin, puis il est rentré chez lui, à Halle, et il a écrit un livre sur ses pégrinations. Pas une seule fois il ne se plaint de la difficulté du chemin, des cloques aux pieds, ou du temps que tout cela prend.

Il a été mon modèle quand j'ai décidé de faire le trajet de Zurich à Berne, lentement, très lentement. Pour voir d'un œil neuf ce moyen-pays mythique, l'«espace mittelland» selon la formule des aménagistes fédéraux, j'étais bien décidé à me laisser distraire par tout et par chacun. Faisant du chemin mon but, plus encore que d'habitude.

Aus NZZ FOLIO, März 2002.
Mit freundlicher Genehmigung des Autors.

► Von Urs Widmer
Urs Widmer ist Schriftsteller. Er lebt in Zürich.
Zuletzt ist von ihm der Roman «Der Geliebte der Mutter» (2000) erschienen.

Das Mittelland bestätigt fast alle Vorurteile. Und das ist gut so.

Der Plan. Johann Gottfried Seume, ein junger Mann aus dem Osten Deutschlands, ging im Jahr 1801 von Halle nach Syrakus. Zu Fuss. Er sah sich alles an. Dann machte er sich auf den Heimweg. Weil er, als er in der Poebene angekommen war, das Bedürfnis verspürte, einmal den grossen Napoleon zu sehen, wandte er sich nach links, nach Westen, und machte einen Umweg über Paris. Zu Fuss. Auf tausend Kilometer mehr oder weniger kam es ihm nicht an. Er sah, in Paris angekommen, tatsächlich den herrlichen Ersten Konsul, wenn auch nur von fern, wanderte nach Hause – nach Halle, Ostdeutschland – und schrieb ein Buch über seinen Spaziergang. Nicht einmal beklagt er sich darin. Über die Beschwerlichkeit des Wegs. Über Blasen an den Füssen oder dass das alles ein bisschen dauere.

Er war mein Vorbild, als ich beschloss, von Zürich nach Bern zu reisen, und zwar langsam, ganz, ganz langsam. Um dieses mythische Mittelland – «Espace Mittelland», um die neue Prägung der eidgenössischen Raumplaner zu verwenden – mit frischen Augen zu sehen. Ich wollte mich von allem und jedem ablenken lassen. Der Weg sollte das Ziel sein, mehr noch als sonst. Aber eben. Zu Fuss gehen, den ganzen Weg, das tat ich dann doch nicht. Ich bin nicht Seume. Ich fuhr also mit dem Auto los und brauchte einen ganzen Tag bis Oensingen. Ein Schnitt von etwa 18 km/h. Ich mied gerade Strassen – die Autobahn sowieso –, fuhr in die Hügel und wieder von ihnen herab, stieg da und dort aus, ging bis zu diesem Baum oder zu jenem Sicherheitszaun, besuchte eine «Traube» und einen «Bären» und auch ein Lokal namens «Passt scho», das mir auch passte. Ich hätte auch, jederzeit, thailändische Massagen kriegen, finnische Schlafmethoden lernen und koreanisch essen können. Schwedische Möbel kaufen und mein Auto umlackieren. Im Mittelland gibt es alles. Alles aus der Welt des Handels und der Dienstleistung, meine ich. – Den zweiten Tag liess ich mein Auto stehen und fuhr mit Zügen. Langsamen Zügen. Ich besichtigte Olten und Langenthal, dessen Kunstmuseum zeitgenössische Kunst aus dem Mittelland zeigt. Uns zeigt es, dass Langenthal nicht weit weg von New York oder London ist und dass die Provinzverspätung – früher dauerte es

eine Generation, bis eine ästhetische Information von Paris nach Zofingen gelangte – heute nur noch in Nanosekunden zu messen ist.

Am Abend des zweiten Tags war ich bin Bern. Es tat doch wohl, endlich wieder in einer Weltstadt zu sein! Strassenbahnen! Quirlig schnelle Berner! Der Kopf surrte mir, und noch heute, back home im Idyll Zürichs, dröhnt mein Kopf von diesem Ausflug in einen Landstrich, der so aussieht, als hätte ein schlampiger und schlecht gelaunter Gott ihn geträumt.

Der Anlass. Der Bericht des Bundesrats zur Agglomerationspolitik des Bundes vom 19. Dezember 2001 – Auslöser und Begleiter meiner Reise – versucht, diesen Traum zu deuten. Er ist mehr als hundert Seiten dick und scheidet daran, dass Agglomerationen im Allgemeinen und das Mittelland im Besonderen wie nasse Seifen sind und jeder Definition ausweichen. Sie sind so strukturlös, dass alles Begriffliche danebengeht, wenn auch nur haarscharf. Kein Wunder, dass die Definition des Berichts, was denn eine Agglomeration genau sei, unzitierbar lang ist, Wörter wie «Kerngemeinde» oder «Nichtsiedlungsgebiete» und Sätze wie «Die kombinierte Einwohner-Arbeitsplatzdichte je Hektare besiedelte Fläche übersteigt 10 Einwohner pro Hektare» enthält und am Ende doch das Gefühl hinterlässt, eigentlich wisse man auch ohne all die Definitionsanstrengungen, was eine Agglomeration sei. Genau das, was wir uns vorstellen, ist sie nämlich auch.

Das Vorurteil. Das Mittelland – die grösste, wenn auch nicht einzige Agglomeration der Schweiz – sei flach und der Himmel über ihm stets grau. So sagt es uns das Vorurteil. Hochnebel, der, wenn er die Aare sieht, auch bis zum Wasser niedersinkt. Die übrige Zeit Regen. Jurafelsen rechts, waldige Hügel links. Wenn man in die Gegenrichtung fährt, umgekehrt. Strassen, die sich kreuzen, über Über- und durch Unterführungen führen, über die eine Eisenbahn fährt, neben der die Autobahn verläuft. Verkehrsampeln. Kreisel, noch ein Kreisel, ein weiterer Kreisel. Kleiner Stau, grosser Stau. Bremslichter bis, vermutlich, zum Gotthardportal. Brummen, ein ewiges Brummen und Rauschen, das für die Eingeborenen (gibt es Eingeborene im Mittelland?) wie die Natur klingt. Fertigbaulegerhallen in freundlichen, aber pfl-

geleichten Farben. Ein kräftiger Strahl aus dem Schlauch genügt, und die ganze Bude ist weg. Kiesgruben. Krane. Bagger in Einerreihen, alle gelb. Jumbo-Märkte. Coops. Grosstankstellen. Autolager. Über die Köpfe hinweglaufende Rollbänder. Zwischen Squash-Center eingeklemmte Baumschulen. Schiessstände, deren Scheiben jenseits der Strasse sind; die Schüsse zwischen über die Autos hinweg. Villen aus fernen Gründerzeiten, wohl kaum mehr von den Chefs bewohnt. Ein paar Meter offenes Land, dann und wann, grün und braun, mit Krähen, den einzigen Vögeln des Mittellands. Kein Mensch weit und breit, kein einziger freilaufender Mensch, einfach so.

Das Urteil. Genau so war es auch in der Wirklichkeit, falls sie wirklich war, denn oft hatte ich das Gefühl, mich in einer Art Vision zu bewegen. Ich schloss die Augen (bei 18 km/h kann man das), und wenn ich sie wieder öffnete, fuhr ich zwar immer noch in etwas Unwirklichem, das aber nun vielleicht die Poebene oder das Rhein-Main-Gebiet war. Orange County. Kein Unterschied. Dennoch entdeckte mein liebender Blick da und dort etwas Unerwartetes. Ein Haus, das alte Ziegel und Vorfenster hatte. Einen Baum aus alten Zeiten. Einen vergessenen Bauernhof mit einem lebenden Hund. Auch ist das Mittelland nicht überall flach: und nur im Flachen stimmen die Vorurteile mit dem Wirklichen überein. Das Hügelige stösst das Hässliche ab. Es wird nur im Flachen produziert und gelagert. Gelagert vor allem: Fabrikanlagen sind oft alt, und eine war sogar abgebrannt. (Mit ihr das Atelier des Kunstmalers Pedro Meier.) Ein paar alteingesessene Bügeleisenfabrikanten, das war's auch schon. Dafür gestapelte Waren bis zu den Horizonten. Das Mittelland ist eine Landschaft aus jenen Träumen, in denen man geht und geht und ein Ziel sucht, und man biegt um die nächste Ecke und die übernächste, und immer sieht alles fast so aus wie das Gesuchte und ähnlich wie das eben Verlassene und ist doch nicht der Ort, wo man hinwill. Wer im Mittelland lebt, echt und wirklich, muss ein kraftvoll strukturierter Mensch sein. Sonst weiss er bald nicht mehr, ob er tatsächlich lebt, selber und autonom, oder ob er von jenem Gott geträumt wird. Ob er all das Synthetische gar selber träumt.

Gränichen. Ich bin Bürger von Gränichen AG, und ich bin so um 1950 herum zum letzten Mal in meinem Heimatort gewesen, einem Bauerndorf, in dem – damals wenigstens – alle Bewohner Widmer hiessen.

Tatsächlich nahm die Widmer-Dichte zu, je näher ich meinen Wurzeln kam. Und gleich bei der Einfahrt begrüsst mich die «Handlung J. Widmer», ein Abbruchhaus mit leeren Schaufenstern, über denen «Zu verkaufen» stand. Ich kauf-

te es nicht, obwohl ich bei der wohl nötigen Renovation nur das J. in ein U. hätte ummalen müssen.

Dann wanderte ich in den Strassen von Gränichen herum, das ich nicht mehr ein Bauerndorf nennen würde. Es ist heute eher eine Schlafstadt von Aarau oder Zürich Nord. Ich dachte an die grünen Witwen, begegnete aber keiner. Auch hier war ich der einzige Fussgänger, besonders auf dem Friedhof, den ich besuchte, um mich ein bisschen zu Hause zu fühlen. Tatsächlich jede Menge Widmer. Die Onkel von damals? Gehört jene Lina Widmer-Widmer, die 101 Jahre alt geworden ist, zu meinem Clan? War sie gar eine jener drei mythischen Tanten, von denen mein Vater so gern berichtete und die, als Gränichen einmal einen neuen Pfarrer kriegte, der ihnen nicht passte, eine eigene Sekte gründeten? War es Lina, die predigte, oder war sie die am Harmonium, oder war sie die dritte, die sich weder das eine noch das andere zutraute und darum das Glaubensvolk war?

Auch mein Vater hätte, wenn es nach meiner Grossmutter gegangen wäre, Pfarrer werden sollen. Pfarrer von Gränichen. Er wurde Atheist, einer allerdings, der die Bibel besser kannte als mancher Gläubige. «Ein geschwätziges Weib ist wie ein steiniger Weg bergauf», Jesus Sirach, dieses Wort zitierte er so oft, dass ich mich – damals, vor fünfzig Jahren – zu fragen begann, ob er nicht meine liebe Mami meinte, die nicht aus Gränichen war.

Oensingen. In meinen besten Mannesjahren verbrachte ich Tage und Wochen in Oensingen, weil ich ein Soldat und darauf spezialisiert war, die Russen daran zu hindern, durch die Klus von Balsthal zu brechen. Ich hatte einen Karabiner und war getarnt (Haselnussgehölz) und hätte auch den schleichendsten Russen ausgemacht, denn der Russe tarnte sich in jenen Zeiten ungeschickter als wir (Birke). Russland und die Schweiz waren noch nicht in der Uno, und wir verteidigten das Mittelland noch. Zudem hatte ich eine Spezialausbildung. Ich wusste nämlich als Einziger weit und breit die Leuchtpistole zu bedienen und konnte den Nachthimmel in ein helles Strahlen verwandeln. Nur tagsüber, im Nebel, war auch mit der Leuchtpistole nichts zu machen. Ich sah die Klus einfach nicht. Aber die Russen hätten ja auch nichts gesehen, in diesem Nebel des Mittellands, der der dichteste weltweit ist.

Olten (1). Eine andere Zeit verbrachte ich in Olten. Auch da 359 Tage Nebel, geschätzt. Ich arbeitete im Walter-Verlag, zu dem ich mich, mit den Armen rudern, jeden Morgen hintastete. Dann schaute ich, von meinem Bürofenster aus, ob ich die Aare sah. Sie floss ein Dutzend Meter von mir entfernt, und wenn ich dann auch die Umrisse des Bahnhofs erkannte, war es Zeit zum



... bestialisch gestunken, halbverbrannt, wie sie waren. Und die Fliegen! Man ist fast verrückt geworden. Riesige dunkle Schwärme, wie Rauch. Wo die doch im Winter für gewöhnlich krepieren. Aber durch die Verwesung entsteht ja Wärme. Schliesslich kippten wir Flüssigzement drüber und standen dann da, mit diesen Betonfladen mitten in den Feldern. Später hat man sie in die Umfahrungsstrasse einbezogen, gegen Raser, zum Schutz der Kinder. Rondpoints, wie Anthamatten sie nannte. Das hatte er aus Frankreich ...



... wächserne Zäpfchen, und wenn ich fieberte, verabreichte mir meine Mutter so eins. Zuerst schmerzte es jeweils ein wenig, doch kaum war die engste Stelle passiert, glitt es in mich hinein wie ein Delphin ins tiefe, blaue Wasser, ich seufzte auf und versank im Glück. Heute sind sie bei uns verboten; sie sollen die Darmwände zerfressen haben. Was als Ersatz auf dem Markt angeboten wird, ist wirkungslos. Die echten Klöpfer von damals bekommt man inzwischen nur noch in der Dritten Welt ...

Heimfahren, durch den Tunnel in jene Welt, in der die Sonne schien.

Als ich jetzt vor meinem alten Arbeitsplatz stand – Sicht bis zum Jura –, gab es ihn nicht mehr. Da, wo der Walter-Verlag gewesen war, war jetzt die Swisscom.

Das Eigentliche (1). Der Walter-Verlag gab damals Bücher wie «Eigentlich möchte Frau Blum den Milchmann kennenlernen» heraus. Das war ein Buch, das damals, zu Recht, im Mittelland und weit darüber hinaus Aufsehen erregte. Aber erst heute erkenne ich, wie sehr das Wort «eigentlich» ein mittelländisches ist. Denn auch der Mittelländer spricht, wie alle Menschen, am sehnsuchtsvollsten von dem, was er nicht hat. Er liebt das Eigentliche, weil er chronisch im Uneigentlichen lebt. Manche leiden darunter, andere mögen just das Kaputte. Denn es tut uns Menschen auch gut, in einer Umgebung zu leben, der wir uns überlegen fühlen dürfen. Versuch das mal mit der Toscana oder den Niagarafällen. Aber in Suhr oder Murgenthal gewinnt die eigene Seele fast stets über die Aussenwelt.

Das Eigentliche (2). Ein Freund von mir, ein Mittelländer auch er, antwortete, als er aufrecht wie eine Haubitze am Steuer seines Autos sass und von einem Polizeibeamten, dem seine Fahrweise aufgefallen war, gefragt wurde, ob er etwas getrunken habe: «Eigentlich nicht.»

Olten (2). Der Dichter Gerhard Meier – der Vater des Malers Pedro Meier – geht oder ging, wenn er einmal aus seinem Dorf hinaus wollte oder will, immer nach Olten. Da atmet oder atmete er die herrliche Luft der Grossstadt ein. Dann ging oder geht er zurück nach Niederbipp, von wo aus er über die Ebene blickt und an russische Weiten denkt. An napoleonische Schlachtfelder, Borodino und so.

Auch ich sah in jedem Unterholz französische Dragoner und hinter jedem Gebüsch eine russische Batterie. Kutusow auf seinem Ross, einem alten, dicken Don Quixote ähnlich.

Es kann kein Zufall sein, dass wir beide, und nicht nur wir, beim Mittelland, das nie ein Schlachtfeld war, an Schlachtfelder denken. Das Mittelland ist ein vergessenes Schlachtfeld, wie geschaffen für Schlachten der alten Art und dennoch nie zu seiner Bestimmung gekommen. Keine Ritterheere, ineinanderkrachend. Keine schneidigen Kavallerieattacken. Auch keine moderne Panzerschlacht, die ganze Ebene im Geschützfeuer erdröhnend. Nichts. Kein Krieg, nie. Erst der Frieden hat es geschafft, das Mittelland zu verwüsten.


Das Wunder von Herzogenbuchsee. Nach Herzogenbuchsee tauchte ich in ein Idyll, das umso unvermuteter war, als ich mich gerade eben dar-

an gewöhnt hatte, dass nun immer alles so weitergehen würde. Aber plötzlich: grüne Hügel und weite Wälder, und die Häuser waren ein Teil dieser Landschaft. Alt. Ein Fuchs schnürte. Da stand ein Bauer und schaute, dort eine Bäuerin, schaute auch. Eine Katze. Sie sahen den Zug, meinen Kopf darin, und auch mein Zug war ein Teil ihrer Landschaft, verlässlich wie alles Übrige, denn er ratterte von rechts nach links, so wie er das immer tat. Später, als er von links nach rechts ratterte und ich wieder drinsass, war der Bauer verschwunden; aber die Bäuerin stand jetzt unterm Scheunentor und hatte einen Korb in den Händen.

Nochmals der Bericht des Bundesrates. Er ist in der Sprache grösster Sachlichkeit geschrieben und hat etwas von einem Zauberspruch. Das Unheil, das längst geschehen ist, wird gebannt. Wenn wir die Zauberwörter nur lange genug sagen – «raumordnungspolitische Massnahmen», «Verbesserung der vertikalen Zusammenarbeit», «polyzentristisches Netz von Städten und Agglomerationen» –, wird vielleicht doch noch alles gut, so gut wie zwischen Herzogenbuchsee und Burgdorf.

Die Einfahrt von Bern. Vor Bern wird der Zug langsamer. Er fährt nun hoch über der Aare, und jeder Fahrgast soll genügend Zeit haben, in die tiefen Wasser hinunterzustaunen. Heute war die Aare schwarz. Warum dachte ich plötzlich an einen früheren Blick aus dem Zug auf diese Aare? Damals war sie tiefblau gewesen. Ich sass, winzig klein, neben meinem Papa. Wir waren beide besorgt und starrten in den Abgrund. Wir waren nämlich auf dem Weg zu einem berühmten Professor, der herausfinden sollte, ob ich wahnsinnig sei und in ein Gefängnis für wahnsinnige Kinder müsse. Mein Onkel E. hatte das angeregt, nachdem ich ihm die Zunge herausgestreckt hatte. Da stand er und schrie meinen Vater an, ich sei wahnsinnig. Ich dachte, vielleicht hat er recht, und mein Vater dachte das möglicherweise auch. Jedenfalls, wir fuhren nach Bern, zum berühmten Professor. Ich musste Bauklötze aufeinanderschichten und Tintenklecksbilder deuten, und während ich das tat, war ich sicher, dass mein Papa weg war für immer. Aber dann war er wieder da, und der Professor sagte, ich sei nicht verrückt.

Mein Onkel E. hatte am gleichen Tag wie ich Geburtstag und war unterwegs, der führende Jugendstrafrechtler des Landes zu werden. Der Autor eines Buchs, das dann jahrelang ein Standardwerk war. Zu der Zeit kaufte er an einem Tag fünf Autos, von denen seine Frau, beschämt, vier zurückgeben musste. ■


Planungsbüro Andy Berner AG
 1712 Tafers FR
 8545 Rickenbach ZH

Wir sind ein Planungsbüro mit
 Zweigstellen in Tafers FR und
 Rickenbach ZH und suchen per
 anfangs Januar 2003 oder nach
 Vereinbarung eine/n

Raumplaner/in (50 – 100%)

Ihre Aufgabenbereiche

In unserem Büro in Tafers FR
 bearbeiten Sie in einem kleinen Team
 als Projektleiter/in anspruchsvolle
 Aufgaben im Bereich Raumplanung
 (Orts- und Quartierplanungen),
 Verkehrsplanung, Tourismus und
 Landschaft. Weitere Aufgabenbereiche
 sind Offertwesen und Akquisition.

Ihr Profil

Als Raumplaner/in verfügen Sie über
 eine entsprechende Aus-bildung und
 über Berufserfahrung. Zu Ihren Stärken
 gehören Eigeninitiative, Teamfähigkeit
 und Kommunikationsfreude.
 Sie beherrschen die deutsche Sprache
 und verfügen wenn möglich über gute
 französische Sprachkenntnisse.

Unser Angebot

Einer engagierten Persönlichkeit bieten
 wir ein anregendes und abwechslungs-
 reiches Aufgabenfeld mit zahlreichen
 Entwicklungsmöglichkeiten.
 5 Wochen Ferien, flexible Arbeitszeiten
 sowie ein modern eingerichtetes
 Arbeitsumfeld (u.a. Vectorworks, Office)
 sind selbst-verständlich.
 Der Arbeitsort ist mit öV ab Bern und
 Fribourg gut erreichbar.

Wenn Sie Sich für die beschriebenen
 Aufgaben interessieren, freuen wir uns
 auf Ihre schriftliche Bewerbung bis
 15.12.02 an untenstehende Adresse.

Für weitere Informationen steht Ihnen
 Herr Andy Berner gerne zur Verfügung
 (Tel. 052 / 338 24 10;
 andy.berner@pabag.ch).


Planungsbüro Andy Berner AG
 Geschäftsleitung
 Dorfstrasse 16
 8545 Rickenbach ZH
 www.pabag.ch


LANDSCHAFTSARCHITEKTUR

Weiterbildungsangebote 2003 - Nachdiplomkurse

3D Computervisualisierung in Planung und Architektur

Zeitraum: 14. März bis 11. Juli 03
Studientage: Freitag und einzelne Samstage
Leitung: Prof. Peter Petschek

GIS in der Planung

Zeitraum: Wintersemester 2003
Studientage: Freitag und einzelne Samstage, zusätzlich
 1 Blockwoche
Leitung: Andreas Lienhard

Projektmanagement für Planerinnen und Planer

Zeitraum: April bis September 2003
Studientage: Freitag und Samstag (alle 3 bis 4 Wochen),
 zusätzlich 1 Blockwoche im September. Es können auch
 einzelne Module belegt werden.
Leitung: Prof. Joachim Kleiner

Gartendenkmalpflege

Zeitraum: Wintersemester 2003
Studientage: Freitag und einige Samstage, zusätzlich
 2 Blockwochen. Es können auch einzelne Module belegt
 werden (Modullänge 1-5 Tage).
Leitung: Prof. Dr.-Ing. Susanne Karn

Organisatorisches für die obengenannten Kurse

Kosten: je Kurs CHF 3'900
Anmeldefrist: 3D Computervisualisierung und Projekt-
 management bis 31. Jan. 03, GIS und Gartendenkmalpflege
 bis 31. Juli 03
Auskunft/Anmeldung: Assistenz NDS-L, HSR Hoch-
 schule für Technik Rapperswil, Oberseestrasse 10, PF 1475
 CH-8640 Rapperswil, T 055 222 49 01, F 055 222 44 00
 assistenz.nds-l@hswz.ch, www.l.hsr.ch

[H^SW]°

HOCHSCHULE WÄDENSWIL


LANDSCHAFTSARCHITEKTUR

Vom Bild zur Sukzession

Pflanzenverwendung in der urbanen Landschaft

Zeitraum: 27. März bis 10. Oktober 2003
Studientage: Donnerstag, Freitag (alle 3 bis 4 Wochen),
 einzelne Samstage, inkl. einer Auslandsexkursion
Leitung: Florian Brack (HSW), Prof. André Schmid (HSR),
 Felix Naef (HSR)

Organisatorisches

Kosten: CHF 3'900
Anmeldefrist: bis 28. Februar 2003
Auskunft/Anmeldung: Hochschule Wädenswil, Florian
 Brack, Grüental, PF 335, CH-8820 Wädenswil
 T 01 789 99 25, F 01 789 99 11, fbrack@hswzf.ch
www.hortikultur.ch